

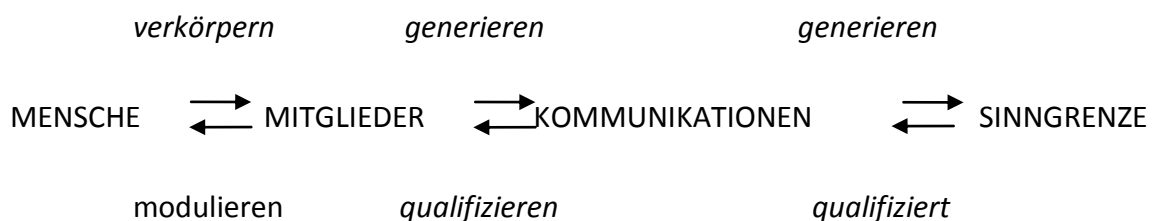
# Wer für alles offen ist, kann nicht ganz dicht sein

*oder: der Stoff, aus dem sich Identitäten generieren (könnten...)*

**von Thomas Altgeld, Iris Rommel und Erika Wübbena**

Die von Stephan Baerwolff in der letzten ISS'ES-Ausgabe so formulierte Frage, ob "Homosexualität systemisch nicht zu fassen ist", lässt sich möglicherweise nur über einen Umweg beantworten. Einen Umweg, der angesichts des Ziels, mehr über Identitäten oder Selbstkonstruktionen zu erfahren, vielleicht etwas seltsam erscheinen wird. Der Umweg führt nämlich zunächst weg von dem Individuum mitten hinein in die Gesellschaft bzw. das Soziale (Schon hier setzt eine gewisse Unsicherheit ein, welche Begrifflichkeiten in diesem Kontext überhaupt diskursfähig sind ...).

Zunächst soll allerdings das Feld klinischer systemischer Theoriebildung auf dessen Umgang mit sozialen Dimensionen hin abgeklopft werden. Dann wird in diesem Artikel auf einige soziologische Erkenntnisse zurückgegriffen werden, um aufzuzeigen, wie der Begriff der Identität als eine Schnittstelle zwischen Individuum und der Gesellschaft funktionieren könnte. Das Mitglieds-konzept von Kurt Ludewig bietet sich hierfür als Ausgangspunkt unserer Überlegungen an. Gerade hieran wird besonders deutlich, wie wenig eher soziale Fragestellungen für die bisherige klinische, systemische Theorie von Interesse waren. Angesichts der expliziten Berufung auf Niklas Luhmann als einen der beiden geistigen Mentoren dieser Theorie mag dieser Vorwurf vielleicht erstaunen. Scheinen Mitgliedschaften und Kommunikation doch schon per se irgendwie etwas mit dem Sozialen zu tun zu haben und wird das Modell eines sozialen Systems (siehe Abbildung) doch ausdrücklich den klinischen Ausführungen als theoretische Grundlage vorangestellt.



---

(Kurt Ludewig 1992, S. 113)

Dieses dynamische Modell wird im Folgenden dann nur in seinem oberen Dreischritt, (wie Menschen Mitglieder verkörpern, wie diese Mitglieder Kommunikationen generieren und diese wiederum Sinn Grenzen) konsequent ausgeführt, das heißt beleuchtet wird hier eher die "individuelle" Seite des Modells. Der eher "soziale" und für unsere Betrachtungsweise interessantere, untere Dreischritt bleibt dagegen weitgehend ausgeklammert. Die Leitfragen hierzu lauten, um in dem Modell zu bleiben: Wie qualifizieren Sinn Grenzen Kommunikationen? Wie qualifizieren Kommunikationen Mitglieder? Und vor allem: Wie modulieren Mitgliedschaften Menschen? Oder anders ausgedrückt: Wie sieht die strukturelle Koppelung beider Systeme genau aus? Wie Menschen Mitglieder "verkörpern" wird ausgeführt, aber was machen Mitgliedschaften mit den Menschen? Dies bleibt das Geheimnis des "undurchschaubaren Individuums" (ebd., S. 111). Im Angesicht dieser ontologischen Grundgröße taucht die Frage nicht einmal auf.

Zu den ersten beiden Leitfragen existieren immerhin noch Teilantworten oder lassen sich zumindest durch Rückschlüsse aus dem oberen Dreischritt erzeugen. Völlig unbeantwortet bleibt die letzte Frage, wie Mitglieder Menschen modulieren? Vielleicht war hier die Scheu zu groß, in alte, kategoriale Fahrwasser zu geraten oder das klinische Interesse, an dieser Frage weiter zu arbeiten, zu klein. Deshalb herrscht bei der systemischen Theorie auch eine Soll-Leerstelle, wo andere Psychologien Identitäts- und Selbstkonzepte anzubieten haben. Jürgen Habermas hat bereits seinem Kontrahenten Luhmann eine "Selbstlosigkeit selbstbezüglicher Systeme" (1984, S. 432) attestiert. In Luhmanns Theorie hat demzufolge "Selbstvergegenwärtigung" logischerweise keinen angestammten Platz. Insofern wird der Begriff vom geschlossenen System tatsächlich ernst genommen, selbstreferentielle Systeme erzeugen eben keine Subjekte, sondern (nur) Systeme. "Die Selbstbezüglichkeit der Operationen sinnverarbeitender Systeme hat in erster Linie den praktischen Sinn der Selbsterzeugung, nicht den theoretischen Sinn der Selbstvergegenwärtigung" (ebd., S. 429).

Der Psychologe Ludwig scheint diese Leerstelle von dem Soziologen Luhmann einfach übernommen zu haben, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die das notwendigerweise auch für seine psychologische Theoriebildung haben muss. Im Gegenteil, die theoretischen Vorteile, die diese Vereinfachung hat, werden ausdrücklich hervorgehoben. "Mensch" und "Mitglied" sind strukturell gekoppelt, verursachen aber einander nicht... Sie gehören unterschiedlichen Phänomenbereichen an: dem biologischen und dem sozialen." (ebd., S. 111). Damit trifft hier ebenfalls zu, was Habermas bereits für die Luhmannsche Unterscheidung zwischen "Sozialem und Psychischen" konstatiert, nämlich, dass damit "das Leben der Gattung und das ihrer Exemplare auseinander genommen wird, um es auf zwei einander äußerliche Systeme zu verteilen, obwohl doch der interne Zusammenhang beider für sprachlich konstituierte Lebensformen konstitutiv ist." (1985, S. 443). So kann auch gar kein positiver Subjektbegriff existieren, der Grundlage für eine systemische Identitätstheorie sein könnte.

Eine mögliche Konsequenz daraus hat T. W. Adorno in seiner Kritik der neueren Ausprägungen der amerikanischen Psychoanalyse drastisch verdeutlicht: "Je strikter der psychologische

Bereich als in sich geschlossenes, autarkisches Kraftfeld gedacht wird, um so vollständiger wird Subjektivität entsubjektiviert". Dieser Vorwurf lässt sich für sämtliche Ansätze der humanistischen sowie der systemischen Psychologie nur wiederholen. Dabei ist gerade "Psychologie kein vorm Allgemeinen behütetes Reservat des Besonderen." (ebd., S. 43)

Wie lässt sich diese Leerstelle nun konstruktiv füllen? Wie kann man der systemischen Theorie hier auf die Begriffe helfen, um noch einmal eine unserer Zielfragen in der Homopoiese-AG aus dem vorangegangenen Artikel zu wiederholen? Den systemischen Einstieg hierin bietet paradoxerweise wiederum Niklas Luhmann, der sich am Ende seines Buches "Liebe als Passion" (1982) doch noch ganz kursorisch mit dem Begriff der "Identität" auseinandersetzt: "Der Begriff hat keine logische, sondern symbolische Relevanz: Er belegt, dass es in einer Gesellschaft mit überwiegend unpersönlichen Beziehungen schwierig geworden ist, den Punkt zu finden, in dem man sich selbst als Einheit erfahren und als Einheit wirken kann. Das Ich des Ichs ist nicht Objektivität der Subjektivität im transzendental-theoretischen Sinne. Das Ich des Ichs ist das Resultat selbstselektiver Prozesse; und ist gerade darum auf Mitselektion durch andere angewiesen." (1982, S. 208). Diese "Mitselektion durch andere" erklärt er dann für Intimbeziehungen unter der Überschrift "Validierung der Selbstdarstellung" (ebd., S. 208). Seine Ausführungen beschränken sich dabei - natürlich - ausschließlich auf heterosexuelle Intimbeziehungen, obwohl er das einer keiner Stelle explizit so benennt. (Der Begriff "Homosexualität" taucht explizit nur in zwei Fußnoten auf.)

Allein diese Beschränkung auf heterosexuelle Intimbeziehungen belegt ganz nebenbei, dass sich bestimmte Formen von "Selbstdarstellungen" wohl leichter "validieren" lassen als andere. Einige Selbstdarstellungen haben quasi eine höhere Validierungswahrscheinlichkeit als andere. Micheal White benennt diesen Sachverhalt mit dem Terminus "dominant modes of life and thought" und beschreibt, welchen Einfluss diese gesellschaftsabhängigen Strukturen auf Individuen und deren Identität haben: "For all persons living in specific cultures, these dominant modes of life and thought come to reflect the truth about human nature, about authenticity, and about identity." (1992, S. 40). Er führt damit einen Identitätsbegriff ein, der kein unentrinnbares Schicksal oder gar menschliche Natur an sich zu definieren versucht, sondern das Individuum über das Scharnier "Identität" mit seinem gesellschaftlichen Umfeld wieder verschränkt.

"This perspective suggests that the knowledges and practices of our culture, of our social structures and communities of persons, are significantly determining of the very stuff of identity: of desires, preferences, interests, intentions, motives, values, beliefs, hopes, goals, commitments and so on." (ebd., S. 40) Diese Aufzählung identitätsbildender Faktoren ist selbstverständlich nicht sonderlich originell, wohl aber die Art wie er sie unter sozialen Vorzeichen im systemischen Kontext plaziert. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass er diese vorläufige, soziale Identitätsdefinition ausgerechnet in der Arbeit mit gewalttätigen Männern neu einführt, einem Arbeitsfeld, in dem ein zu neutraler Systembegriff wenig nützlich sein kann auf Dauer. Sein sozialer Identitätsbegriff, verdeutlicht welchen Nutzen Psychologie und

Soziologie voneinander haben können, den der gegenseitigen Komplementierung (vgl. Greenberg, 1988, S. 495). Dies ist zumindest ein vielversprechender Weg, um den Prozess der Modulation von Menschen durch ihre Mitgliedschaften genauer zu analysieren. Kein völlig neuer Weg allerdings. Das Hauptwerk des französischen Philosophen Maurice Halbwachs verbindet schon in seinem Titel beide Dimensionen: "Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen." Darin führt er folgendes aus: "Man versteht die relative Kraft und das Kombinationsvermögen seines individuellen Denkens nur dann richtig, wenn man das Individuum mit den verschiedenen Gruppen in Bezug bringt, zu denen es gleichzeitig gehört." (1985, S. 200)

Hier schließt sich dann der Kreis zu dem eingangs zitierten Modell Ludewigs wieder. Die gleichzeitige Zugehörigkeit zu verschiedenen Gruppen ist nicht sehr weit entfernt von dem Denkmodell unterschiedlicher Mitgliedschaften. Um innerhalb dieser Theorie den Identitätsbegriff zu verankern, muss das Mitgliedschaftskonzept differenziert werden. Nicht alle Mitgliedschaften modulieren Menschen in gleicher Weise und gleich stark. Was sind möglicherweise dominante Mitgliedschaften innerhalb unserer sozialen Umwelt und wie beeinflussen diese Menschen in ihren Möglichkeiten?

Diese Fragen sollen keinem neuen eher deterministischen Menschenbild das Feld bereiten, sondern die Berücksichtigung sozialer Kontexte in Therapie und Beratung erleichtern. Im Rahmen dieses Artikels können darauf keine fertigen Antworten formuliert werden. Jedoch haben wir über verschiedene Formen dominanter Mitgliedschaften ausführlich diskutiert. Als eher dominante Mitgliedschaften kommen nach unserer Ansicht folgende Mitgliedschaften in Frage:

- körperliche Unversehrtheit/ Versehrtheit
- Elternschaft
- "Kulturkreis"
- sexuelle Orientierung.

Diese Aufzählung ist natürlich vorläufig und auf theoretische wie praxisnahe Überprüfung angewiesen. Als Orientierung dienen in unserer Gruppendiskussion dabei die Hilfsfragen:

- Wie zeitstabil ist die Mitgliedschaft?
- Lässt sie sich auflösen oder nicht?
- Handelt es sich um eine selbstgewählte oder eher anderweitig bestimmte Mitgliedschaft?
- Inwieweit sind verschiedene Mitgliedschaften vereinbar oder konflikthaft?

Das Zusammenspiel von diesen dominanten und nicht dominanten Mitgliedschaften könnte den Kern einer systemischen Identitätstheorie darstellen. Unsere Arbeitsgruppe wird diese Fragen weiter diskutieren und wäre an einem breiteren Austausch darüber mit anderen Institutsmitgliedern sehr interessiert, um so allmählich zu Antworten zu gelangen.

***Literatur***

**Maurice Halbwachs**, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt 1985

**Niklas Luhmann**, Liebe als Passion - Zur Codierung von Intimität, Frankfurt 1982

**David F. Greenberg**, The Construction of Homosexuality, Chicago und London 1988

**Jürgen Habermas**, Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt 1985

**Theodor W. Adorno**, Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie, in: Sociologica I, Köln  
2. Auflage 1974

**Kurt Ludewig**, Systemische Therapie, Stuttgart 1992

**Michael White**, Men's Culture, the Men's Movement and the Constitution of Men's Lives, in:  
Dulwich Centre Newsletter 1992, Nr. 384